

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Sammlung in der Sendung

Zu Gesprächen über die Spiritualität von Seelsorger-Gruppen*

Das „Zeitalter der Gruppe“ ist wohl endgültig auch für die Kirche angebrochen. Überall sucht man nach Zusammenschluß, nach Schulterschluß, nach Gemeinsamkeit. Unter jenen, die sich in einem besonderen Maß gesendet wissen im Dienst des Evangeliums und der Kirche, ist diese Suche um so spürbarer. Oft nehmen wir bloß hilflose Signale wahr, Zeichen dafür, daß die Zeit des „pastoralen Einzelkämpfers“ kaum wiederzubringen ist und daß eine Alternative dazu manchem beängstigend unklar erscheint. Es sind die Jüngeren und die Jüngsten, die ihren Wunsch nach dem gemeinsamen Weg zu einer Bedingung für ihren Dienst überhaupt werden lassen. – In diesem Zeitalter der Gruppe blühen innerhalb und außerhalb der Kirche Gruppenphilosophien und Gruppenideologien. Kurzlebiges wächst neben Lebensträchtigem und Lebensfähigem. Kann man im geistlichen Bereich solche Gedanken einfachhin übernehmen? Nicht ohne Einschränkung, nicht ohne Ergänzung. – Das von Amerika her geprägte Gruppenverständnis ist von einem demokratischen Optimismus getragen: Eine Gruppe hat in sich selber die Kraft, sich Normen zu setzen, ihren spezifischen Weg zu finden.

Gruppe gegen Schule?

Im geistlichen Bereich gelte das gerade nicht, hält man mir bei unseren Gesprächen entgegen. Mancherorts gibt man zu bedenken, eine Gruppe wachse nicht einfach aus ihrer Eigendynamik heraus; andere Kräfte seien da bestimmend. Allerdings, wer so redet, ist meistens einer geprägten Spiritualität verpflichtet. Er betont, es sei unumgänglich, daß der einzelne oder die Gruppe sich in die *Schule* eines geistlichen Meisters begeben. Im Geist dieses Führers, in dessen besonderer Durchformung des Evangeliums müsse einer zu leben beginnen. – In der Geschichte der Spiritualität wird man diesen Weg geradezu als den „Normalfall“ betrachten. Ich hatte diesen Zugang im vorausgegangenen Beitrag, ungenau freilich, als „Spiritualität von oben“ gekennzeichnet. Eine an neueren Gruppenmodellen sich orientierende Gemeinschaft von Seelsorgern wird vermutlich meistens einer gegenläufigen „Spiritualität von unten“ zuzuordnen sein. Ein solcher Ausdruck kann nun erst recht zu Mißverständnissen verleiten. Im Gegensatz zur Schule des Meisters ginge es auf diesem Weg darum, die Elemente einer je neu geprägten Geistigkeit, sozusagen im dauernden Experiment, aufgrund des Umgangs mit dem Evangelium und im Vertrauen auf die führende Kraft des Geistes nach und

* Dies ist der dritte und letzte Beitrag, den der Autor im Zusammenhang mit seiner gleichlautenden Dokorthese (Veröffentlichung für 1982, Benziger-Verlag, geplant) schrieb. Vorangegangen ist: *Seelsorgergruppen im Blickfeld?* (138–143) und *Wie geistlich seid ihr Geistlichen? Reflexionen über Gespräch in Seelsorgergruppen* (213–218). Die Eigenart der Berichterstattung, die zugleich informieren wie werten, urteilen wie planen will, bringt es mit sich, daß der Stil in einem gewissen Schwebezustand bleibt. Feststellungen, Wünsche, Ängste und Hoffnungen durchdringen einander. Doch damit ist auch die Situation für das angebrochene „Zeitalter der Gruppe“ gekennzeichnet.

nach *selbst* zu einem Ganzen zusammenzufügen. Wie ich aus einer Vielzahl von Gesprächen entnehmen konnte, ist dieser Zugang in der konkret gelebten seelsorgerlichen Spiritualität als Normalfall zu bezeichnen. Oft ist das seelsorgerliche Tun der Anlaß, dauernd neue Elemente in die persönliche Spiritualität einzufügen. Vor allem wird die Herausforderung, die der Dienst beständig mit sich bringt, zum formenden Element seines spezifischen Glaubensbewußtseins.

Eine *Gruppe* von Seelsorgern wird im Dienst inneres Wachsen erfahren, sofern sie freilich nicht schon zu Anfang einer spezifischen Spiritualität verpflichtet ist. Doch im gegenseitigen Austausch wird auch hier ein reicheres Bild entstehen, wird gegenseitige Befruchtung stattfinden. – Die Frage ist aber nicht abzuweisen: Nach welchen Grundgedanken, nach welchen Kriterien wächst eine solche gemeinsame Ausrichtung? Wo sind ihre „Fixpunkte“, wo ihr Anhalt? Und so findet sich immer öfters die Bereitschaft, den Wert der „Schule“ wieder zu beachten und in irgendeiner Weise fruchtbar zu machen.

Welchem Gruppenweg, dem „von oben“ gewiesenen, strukturierten, oder dem „von unten her“ experimentierten, gesuchten ist nach allem, was unter Seelsorgergruppen zu erfahren war, recht zu geben? Anlaß zu leichtfertigem Gruppenoptimismus besteht keiner. Gemeinsam einen geistlichen Weg zu suchen, muß eine Kunst genannt werden. Nicht im Sinn des Unmöglichen, aber im Sinn von Weisheit – geistgewirktem Geschenk.

Auch wenn bei unseren Gesprächen gegenüber einem spezifisch religiösen Ausdruck und praktisch gegenüber jeder religiösen Wortwahl *Skepsis* herrschte, so blieb es trotzdem keine Ausnahme, daß einer meinte, für die Seelsorger, wie sie sich hier in Gruppen zusammenfanden, sei als „Modell“ der Jüngerkreis um Jesus maßgebend. Denn auf Jesus wollten alle hören und schauen. Brüderlich versuche man den Weg gemeinsam zu gehen, den *er* weist – und so auch die Sendung zu erfüllen, in die sich alle Gruppenmitglieder von *ihm* gerufen wissen. Nur mit größter Zurückhaltung würden andere Gesprächspartner freilich einer solchen Sicht zustimmen. Hier soll die Frage unbeantwortet bleiben: wie weit diese Bestrebungen auch bis zu dem Christus hinfinden wollen, durch den und in dem alles ist. – In jedem Fall aber werden sie als etwas Ganzmenschliches erlebt. Dieses Merkmal ist sozusagen ihr Echtheitssiegel quer durch alle Gespräche hindurch.

Schon in der Atmosphäre soll sich das niederschlagen, im Beistand – Solidarität genannt –, kurz in der Brüderlichkeit, bekomme ich immer wieder zu hören. In einem idealen Fall wäre es Aufgabe dieser Atmosphäre, Ruhe, echte Sammlung zu schenken oder einfach möglich zu machen. Gewissermaßen würde eine solche Sammlung schon zur *Seelsorge am Seelsorger*, zur Sorge um sein Heil-Werden! Kann die Gruppe solches leisten, vermitteln? Schleicht sich hier nicht eben eine verhängnisvolle Gruppenideologie ein? Über-Erwartungen und Überforderungen schwingen an.

„Ist Gott für uns bloß ein stummer Begleiter?“

So nämlich lautet die Frage eines der Seelsorger an seine Mitbrüder. Er stellt sie, weil in dieser Gruppe kaum eine ausdrückliche gemeinsame Anrede an Gott zustande kam. Man konnte sich auf keinen gemeinsamen geistlichen Vollzug, auf kein Gebet einigen. Im

Gegenteil: der Wunsch nach gemeinsamem Gebet wurde zu einem Element der Spaltung, anstatt Einheit zu stiften. Hier stoßen wir an schmerzliche Grenzen, mit denen vor allem eine „Spiritualität von unten“ zu rechnen hat. Kommunikationsstörungen treten auf, die nur mit viel Takt anzugehen sind. Damit eine Gruppe wirklich geistliche Hilfe für den Seelsorger bieten kann, müßte ein minimaler spiritueller *Konsens* als Ausgangsbasis vorhanden sein. Dabei ginge es weniger um ein Angleichen in den „Grundschritten des Geistlichen“, sodann um das Finden von „geistlichen Stilelementen“, die von allen mitvollziehbar sind. Eine derartige Übereinkunft erfordert ein gutes Stück Treue. Diese bedeutet nicht Erstarrung; sie schließt das Experiment nicht aus. Vorläufig bleibt dabei manches, weil man zuerst erfahren muß, welche Befruchtung die tägliche Seelsorgeerfahrung für den gemeinsamen geistlichen Weg erbringt.

Nicht zuletzt geht es um eine theologische Grundübereinstimmung. Besteht sie nicht, so werden Konflikte innerhalb einer Gruppe von Seelsorgern viel zu groß. Differenzen klaffen auf, die, anstatt eine fruchtbare Spannung zu schaffen, umschlagen in ein beständiges Kreisen um sich selbst oder ein Leiden aneinander. Die Grenze ist zudem recht bald erreicht, da solche Unterschiede, da ein entsprechendes theologisches „Gefälle“ sich negativ in der Gemeindegemeinschaft auszuwirken beginnt.

Es gibt Gruppen, die im Bewußtsein dieser Zusammenhänge während des Verlaufs ihrer „Gründung“ Zeiten der Einkehr, der geistlichen Findung einschalteten. Sie wollten mit biblischer Vertiefung ein gemeinsames Fundament klären und geistlich – vor dem sendenden Herrn – verantworten. Ohne eine geistliche Übereinkunft, die möglichst konkret wird, die gemeinsame Elemente festhält, kann der Versuch, mit einer Gruppe von Seelsorgern auf den Weg zu gehen und die Erwartung, eine „Spiritualität von unten“ werde wachsen, in Enttäuschung und in einer entsprechenden Verschleuderung von Kräften enden. Im schlimmsten Fall bleibt tatsächlich bloß Gruppenideologie!

Die Frage jenes jungen Menschen: „Seid Ihr geistliche Geistliche?“ könnte umgeformt und neu angewendet werden: „Macht Eure Gemeinschaft die Mitglieder geistlicher?“ Irgendwie, so würde man meinen, müßte es möglich sein, ein Fazit zu ziehen und eine Antwort zu wagen. Etliche Gruppen tun das und finden zum Ja. Wie immer man die geistliche Dimension in erster Linie zu verstehen glaubt, mir scheint, der einzelne erfahre dort dauerhafte Stützung, wo es gelingt, einander geistliche Inhalte auch mitzuteilen. Kurz und vielleicht ungenau gesagt: eine Gruppe macht dann geistlicher, wenn sie zum gemeinsamen Gebet findet, irgendwann und irgendwie.

Die eine oder andere Gruppe vermag tatsächlich den Raum zu schenken, in dem einer aus Verzweckung und bloßer Funktion heraustreten kann, um mit andern ins Lob einzustimmen, um den Angelpunkt, nämlich Jesus Christus wieder zu orten, um sich von ihm in diesem Leben und in dieser Sendung neu in Dienst nehmen zu lassen. Gott bleibt für sie als Begleiter nicht stumm, gerade in ihrer Gemeinsamkeit nicht. Das gemeinsame Dasein und Tun wird als Geschenk bewußt – weil die Gnade allem vorausgeht.

Guru und Weiser, doch woher?

Beinahe scheint es, eine solche Gruppe werde nach und nach geistlich „autark“. Kann sie Begleiter entbehren? Hat sie nicht einmal der Geburtshelfer bedurft? Wenn sie doch

Seelsorge am Seelsorger zu bestreiten vermag! Benötigt sie nicht doch *Weisung*, auch wenn sie sich keiner geistlichen Schule verpflichtet weiß? Immer wieder ertönte in unseren Gesprächen der Ruf nach dem Begleiter von außen, dem Supervisor, dem Berater, nach dem Spiritual oder wie immer man ihn nennen will und er genannt wurde. Einige sprachen nicht bloß scherzhaft vom Guru, vom Weisen.

Mehr als einmal fragt man sich: Weshalb nicht jemand aus der Bistumsleitung, sozusagen als lebendige Brücke hin zum Bischof? Man spricht so etwas aus in der Hoffnung, daß der Betreffende zugleich das Vertrauen des Bischofs und der Gruppe genieße. – Woher immer der Begleiter stammen mag, jedenfalls soll gerade *er* ein geistlicher Geistlicher sein. Nicht wenige Gruppen halten vergeblich Ausschau nach einem solchen Gesprächspartner. Aufgrund verschiedener Gespräche drängt sich die Vermutung auf, daß Klöster mit tragfähigen geistlichen Persönlichkeiten in dieser Frage sozusagen bahnbrechend wirken könnten.

Ob die jeweilige Gruppe von Seelsorgern ihrerseits andern Seelsorgern einen *Beitrag* zu vermitteln habe, wird dann und wann gefragt. Es zeigt sich, daß es als Beitrag erfahren wird, wenn die Gruppe deutlich *mehr* zu geben vermag, als wenn die einzelnen allein ihren Dienst innerhalb der Ortskirche verrichten würden. Dabei muß notgedrungen geraume Zeit verstreichen, bis Ortskirche und Presbyterium eine Bereicherung wirklich verspüren. Für die Gruppe bedeutet das Bewährung. – Weiß sich allerdings eine Gruppe nicht von der Ortskirche gehalten und akzeptiert, dann wird sie kaum eine Chance auf Überleben haben, vor allem dann nicht, wenn sie sich nicht auf solides „geistliches Hinterland“ abstützen kann. Dem Bischof gehört das Amt der Prüfung der in der Gruppe und über die Gruppe hinaus wirkenden Charismen. Ihm fällt die Aufgabe der Ermutigung und Stützung zu. In diesem Sinn ist er in allererster Linie der *Weise* und der Berater. Wohl nur durch eine derartige personale, emotionell gedeckte Bindung kann das wachsen, was wir den wachen Sinn des Seelsorgers für das Ganze der Kirche – was wir den „sensus ecclesiae“ nennen.

Alternativer Lebensstil

Immer neu halten meine Gesprächspartner fest, Spiritualität in dieser Ausprägung von seelsorgerlicher Gemeinsamkeit sei unausweichlich eine Frage des Lebensstils. Richtig verstanden wachse da eine Alternative zu einer bloß bürgerlichen Gesinnung: im Teilen, in der Gastfreundschaft, in der möglichst großen Anspruchslosigkeit. – Die Frage des Lebensstils wird immer deutlicher zu einer Schicksalsfrage für den Christen überhaupt. Zu gut markieren die Jugendunruhen den Überdruß am bloßen Verbrauchen. Diffus genug zwar drückt dieses Ausschlagen die verzweifelte Suche einer Generation aus.

Zeichen zu sein mitten in einer schrankenlosen Konsumgesellschaft gehört meines Erachtens zur zwangsläufigen, mithin zur evangelischen Berufung einer Gruppe von Seelsorgern. Zeichen soll sie auch dafür sein, daß nicht alle Lebensbereiche mit eiserner Notwendigkeit irgendeiner Verzweckung anheimfallen müssen. Dies aber *ist* sie von selbst in ihrem Freisein vor Gott, besonders wenn sie in Gemeinschaft vor ihm verweilt. So gesehen wird die Eucharistiefeier schlechthin zum *Konvergenzpunkt* aller Merkmale eines alternativen Stils.

Unterschiedlicher Lebensstil hieß für meine Gesprächspartner in keiner Weise *einheitlicher* Lebensstil – auch nicht *innerhalb* der gleichen Gruppe. Zu gut wissen mittlerweile auch Laientheologen, daß sie nicht den Platz von Priestern ausfüllen können – was sie meist auch gar nicht wollen. Ihnen ist bewußt, daß sie demzufolge auch keine Kopie eines priesterlichen Lebensstils zu erbringen haben. Was sich jedoch aus den Gesprächen ebenso deutlich herauschält: *ihren* spezifischen Platz und *ihren* Stil haben die Laientheologen bisher nur bedingt gefunden. Öfters betonten sie, die konkrete Gruppe von Seelsorgern, in die sie sich eingliedern konnten, und alles, was diese an Leben zeitige, ermögliche es ihnen, ihre Rolle einigermaßen zu finden, so daß sich nach und nach eine eigenständige Spiritualität ausformen könne.

Aufs ganze gesehen wirkt es sich als ständige Belastung aus, daß die Rolle des Laien im kirchlichen Dienst nicht besser geklärt ist. Damit aber geht Hand in Hand eine Verunsicherung des Standortes des zölibatären Priesters. Persönlich bin ich nach all den Gesprächen überzeugt, daß sich für den Zölibat – und selbst für den Pflichtzölibat – verstärkte Gründe ergeben: eben innerhalb dieses weitreichenden Spektrums von Charismen und Diensten. Um so profilierter allerdings müßte eine spezifisch priesterliche Spiritualität wirken, um so deutlicher auch ihre Kraft aus dem sakramentalen Bereich schöpfen. Hier wäre dann neu die Frage nach einem priesterlichen Lebensstil zu stellen.

Modelle oder Kriterien?

Die Frage läßt nicht auf sich warten: Gibt es Modelle nach all dem Gesehenen, Gehörten, Gesagten? Die Antwort ist fürs erste schnell gegeben: Modelle sind kaum anzubieten. Doch eine Vielzahl von Kriterien sind ernstzunehmen. Die theologischen, die geistlichen Gesichtspunkte für den zu wählenden Weg sind vorrangig. Sie wurden mindestens andeutungsweise in diesem und im vorausgehenden Aufsatz genannt. Die Kriterien praktischer Art möchte ich stichwortartig anführen.

– Eine erste „Bedingung der Möglichkeit“ für eine Seelsorgergruppe im genannten Sinn ist die schon umrissene: Je vielfältiger eine Gruppe zusammengesetzt ist, um so deutlicher wird die *Ausgangsbasis* sein müssen, auf der sie auch in *geistlicher Hinsicht* steht – um so klarer muß ein geistlicher Konsens ausgesprochen, nicht bloß gefühlt sein. Noch einmal sei daran erinnert: Will eine solche Gruppe eine gewisse Dauer und Konsistenz haben, wird sie sich um geistliche Stilelemente bemühen müssen, mit denen sie sich eben identifizieren kann. Wie vielfältig diese Elemente sein können, kam zum Vorschein. Meines Erachtens müßten brüderliche Atmosphäre und Anbetung Platz finden.

– Die dargestellten Versuche schlagen fehl, wenn sie nicht *begleitet sind von seiten der kirchlichen Verantwortlichen*. Das gleiche geschieht, wenn innerhalb der Seelsorgergruppe nicht ein starkes kirchliches Bewußtsein, ein „sensus ecclesiae“ lebt, aus dem eine entsprechende emotionelle Bindung entspringt.

– In Hinblick auf das ganze Presbyterium sind Angst- und Neidreaktionen gegenüber solchen Gruppen von Anfang an in Betracht zu ziehen. Eine Seelsorgergruppe wird eine erhöhte Bereitschaft zeigen müssen, *im Ganzen des Presbyteriums präsent* zu sein, sowie zuzuhören und sich in andere Seelsorger einzufühlen. Dank einer solchen Behut-

samkeit wird sie fähig sein, spürbare Beiträge zu leisten zur Verlebendigung dieser Gemeinschaft der Gesendeten.

– Gegenüber den Pfarreien können spezifische Spiritualitäten und ein ausgeprägtes Gruppenbewußtsein nur dann fruchtbar werden, wenn sie mit der nötigen Zurückhaltung gelebt werden. Sie werden zwar unweigerlich das Pfarreileben prägen. Geschehen sollte das freilich nur mit der Zustimmung der Gläubigen. Ich meine, Ordensgruppen mit einer ausgewogenen spirituellen Ausrichtung sollten vermehrt Pfarreiarbeit leisten, um mit ihrer ganz eigenen Geistigkeit die jeweilige Pfarrei und das Gesamt der Seelsorge zu befruchten.

– Welche Pfarreien eignen sich denn besonders für eine Seelsorge im Team, wurde oft gefragt. Als grobes Kriterium ist anzugeben: eine missionarische Situation – etwa in der großstädtischen Agglomeration – scheint für die zur Diskussion stehenden Gruppen besser geeignet zu sein als eine traditionell bestimmte. – Für die jeweilige Gruppe ist zudem eine möglichst große Einheitlichkeit des Arbeitsfeldes förderlich. Nur wenn ein starker spiritueller Zusammenhalt gegeben ist, kann eine Seelsorgergruppe bei stark disparatem Arbeitsfeld auch als Lebensgruppe weiterbestehen. Aus dem Gesagten ergibt sich auch, daß solche Gruppen nicht ohne weiteres verschiebbar sind. Die jeweiligen Pfarreien sind oft stark an eine bestimmte Gruppe gebunden – oder die Gruppen ihrerseits an die konkreten Gegebenheiten eines Seelsorgefeldes.

– Viel intensiver als bisher müßten meines Erachtens die Möglichkeiten zur Bildung von Regionalpfarreien, beziehungsweise zu einer regionalen Seelsorge erwogen werden. Da wir in bezug auf den Priestermangel langsam aber deutlich auf „südamerikanische Zustände“ hinsteuern, wird die Vereinzelung der Seelsorger in den Landgebieten wohl am empfindlichsten spürbar. Spirituelle Zentren, gebildet durch die Seelsorger selbst, hätten die Aufgabe, zu sammeln.

– Wie denn verschiedene Gruppen entstanden seien, interessierte immer wieder. Einige hatten sich eindeutig anhand eines spirituellen Leitmotivs gebildet. Sie sind meistens aus einem weiteren geistlichen Umfeld herausgewachsen, so die Focolarini- oder die Schönstatt-Gruppen, sowie die franziskanischen Fraternitäten. Für sie alle ist der Halt in einer größeren Gemeinschaft und die spirituelle Beheimatung wesentlich. – Andere Gruppen, vor allem vom Typus des Pfarr-Teams, hatten sich mehr oder weniger um die prägende Persönlichkeit eines Pfarrers herum geschart. Nicht selten stehen oder fallen sie mit seiner Person. Vergessen wir aber nicht, daß eine Pfarrei meist sehr stark auf eine solche Gruppe zurückwirkt und sie ihrerseits prägt. – Zwei unterschiedliche Akzente ergeben sich für das Pfarr-Team: entweder es strukturiert und orientiert sich stark an seinen Funktionen oder es anerkennt ausdrücklich bestimmte spirituelle Maximen für sein Zusammenwirken. – Des weiteren gibt es den Typus des Freundeskreises. Oft finden sich jüngere Seelsorger, die sich während der Studienzeit gekannt haben, später in Gruppen zusammen, um für einen gemeinsam verantworteten Einsatz zu Verfügung stehen. Eine so entstandene Gruppe bringt wie von selbst ein gewisses spirituelles oder einfach theologisches Selbstverständnis mit sich. Ich beobachtete gerade in solchen Gemeinschaften ein respektvoller Ringen um eine geistliche Mitte, den Versuch, Seelsorge besser zu verantworten.

– Vorrangig sind Wege des Zusammengehens zwischen Priestern und Laienseelsorgern

sowie anderen Dienstträgern in der Seelsorge zu erproben. Dieser Form von Gemeinsamkeit werden die Priester Aufmerksamkeit und Sorgfalt schenken müssen. Eine geistliche und menschliche Kommunikation „über Distanz“ ist da einzuüben. Und geistliche Mitteilung habe ich eine Schicksalsfrage für die Seelsorge, für unsere Kirche schlechthin genannt.

Was nicht gepflanzt und gepflegt wird ...

Darum eine letzte und grundlegende „Bedingung der Möglichkeit“: Die Fähigkeit zum Zusammenwirken in jeder Hinsicht, die Fähigkeit zum Austausch benötigt *Einübung*. Seit jeher war das so: Geistliches Leben und übender Vollzug sind untrennbar. Alle genannten, theologischen oder praktischen Kriterien helfen wenig, wenn nicht schon während der Ausbildung eine Hinführung zu geistlicher Erfahrung geschieht, wenn nicht die Glaubensverantwortung in der kleinen Gruppe eingeübt und gepflegt wird. – Gleichgültig sogar, ob die konkrete Seelsorge stärker oder weniger stark in Gruppen geschieht. Gruppenfähigkeit in dieser geistlichen Hinsicht scheint mir in jedem Fall vonnöten.

– Die Frage ist auch zu stellen, wie weit dieses geistlich bestimmte Zusammenspiel von Priestern und anderen kirchlichen Mitarbeitern *während der Ausbildungszeit* eingeübt werden muß; wie weit schon in der Konzeption der Ausbildungsstätten einer Integration verschiedener Dienste Rechnung zu tragen ist. Bei aller gegenseitigen Bezugnahme von priesterlichem Amt und anderen kirchlichen Diensten müssen freilich Wachstum und Entfaltung einer spezifisch priesterlichen Spiritualität gewahrt bleiben.

Bei der Frage nach dem Beitrag des Priesterseminars zur geistlichen Bildung erhielt ich damals, 1977, oft ein erschütterndes, trockenes: „Nichts!“ zur Antwort. Daß dann auch die Frage nach der Hilfe zur geistlichen Kommunikation ebenso beantwortet wurde, erstaunt nicht. Allzuvielen Seelsorger spürten ein „spirituelles Defizit“, für das sie ihre Ausbildungsstätte verantwortlich machten. – Angesichts der desintegrierenden Kräfte, die aufgrund unserer kulturellen und soziologischen Lage intensiv auch auf den Seelsorger einwirken, sucht dieser einen Raum des Schutzes und der Geborgenheit. Er braucht ihn, um seine – lebensnotwendige – spirituelle Geborgenheit zu bewahren! Wie wichtig wäre es da, wenn das Priesterseminar, die Ausbildungsstätte, geistliche Heimat wäre.

Der Rückzug in ein Ghetto bietet sich an. Wie sehr der „Marsch ins Ghetto“ unter soziologischem Zwang zu stehen scheint – damit die Identität gerettet werde –, so wenig darf aber die Bewegung zur Sammlung den Seelsorger ins Ghetto führen. Das Evangelium erhält seine Kraft erst, wenn der Gesammelte und die Versammlung ihre Sendung erahnen.

Wenn der Titel dieses Aufsatzes – und meiner ganzen Arbeit – „*Sammlung in der Sendung*“ heißt, so mag mancher Gruppenideologie wittern. Ich hoffe, es war verständlich zu machen, worum es geht, nämlich um die Spannung, die ein Seelsorger heute wohl mehr denn je erlebt: um die fruchtbare und notwendige Spannung zwischen Sammlung und Sendung. *Sammlung* verweist auf die *Mitte*, der ein Seelsorger verpflichtet ist, auf Jesus Christus. *Er* sammelt bei sich den einzelnen und die Gemeinschaft der Seelsorger – damit sie sich finden und in seiner Zuversicht sich *senden* lassen.

Martin Kopp, Zürich